

Zur Schweizer Literatur

Autor(en): **Rychner, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759950>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Schweizer Literatur

Von Max Rychner

II

Bei Stichelberger finden wir den großangelegten Versuch, den Geist des Humanismus und der Reformation zu beschwören; es geht dort um Probleme, an denen sich von den Besten vieler Jahrhunderte die Köpfe heißdachten. Einen Abschnitt aus unserer Zeit in sprachliche Gestalt zu bringen, ein Problem zu fassen, welches dieses Namens kaum würdig ist, war die Absicht von Hermann Kurz; Zeuge davon sein Roman *Die Gewinner*¹⁾. Die Gewinner sind nichts geringeres als Kriegsgewinner, innerlich ungemein fadenscheinig ausgestattete Menschen, denen das behördlich organisierte Gemetzel von zwölf Millionen Leben zum Anlass wird, ihre primitiven Träume vom Glück im Kassettschrank ihrer feuerfesten Herzkammern zu verwirklichen. Schlaueit und Dumm-schlaueit und Dummheit sind in edlem Wettstreit dargestellt; bornierte Spießer scheitern an gerissenen Spießern, aber das Mittelmaß überragt keiner. Zuweilen taucht kontrastbewusst das soziale Problem auf, aber nur für ein episodisches Gastspiel; es steckt in der Behandlung bei Arnet unvergleichlich mehr künstlerischer Ernst. Ein Roman mit solchem Vorwurf könnte so etwas wie ein zeitgenössischer *Martin Salander* werden, aber er müsste die Weltansicht eines Dichters enthalten, der auf einem bestimmten philosophisch und ethisch begründeten Standpunkt steht, von dem aus gesehen das Getriebe um ihn herum vielleicht satirisch verzerrt erscheinen würde, eben weil er es zu seiner Idee des Lebens und der menschlichen Gesellschaft stets in Beziehung setzte – aber eine Erzählung zu solcher Flachheit auszuwalzen, das dient bloß dazu, die von jeder Verfeinerung noch verschonten Stoffhungerinstinkte gelangweilter Leserscharen zu befriedigen.

Formal am sinnfälligsten ausgereift sind ein paar Erzählungen, die aus einem psychologischen «Fall» erwachsen: Adolf Koelsch *Longin und Dore*²⁾, Fritz Enderlin *Hans im Weg*³⁾, Cécile Lauber *Die Versündigung an den Kindern*¹⁾, Esther Odermatt *Frau Menga*⁵⁾, Jakob Schaffner *Die Schürze*⁶⁾. Hier geht es um Entscheidungen im Kampf mit dem Schicksal,

1) Orell Füßli. Zürich, Leipzig, Berlin.

2) Bei Grethlein. Zürich, Leipzig.

3) Orell Füßli.

4) Grethlein.

5) Orell Füßli.

6) J. Engelhorn's Nachfolger. Stuttgart.

das sich seine Beute unter den Menschenkindern erwählt hat. Gedrängt und geschlossen, ein einziger letzter Akt, ist Koelschs Novelle von den vermeintlichen Geschwistern, in die wie ein Blitzstrahl das Wissen fährt, dass sie verschiedenen Blutes sind. Dieses Wissen entzündet die Leidenschaft, deren Übermaß die Befallenen erliegen – die vom Leben aufgeworfenen Hemmnisse treiben die Liebenden dazu, den Umweg des Lebens zur letzten tiefsten Vereinigung aufzugeben. Freiheit im Tod, eine mystische Vereinigung mit dem eigenen Blut, um sich von ihm nicht trennen zu müssen, das ist das Ende von Cécile Laubers Erzählung *Die Versündigung an den Kindern*. Aus der Tragik der Liebe zu seinen Kindern, die er nicht behalten darf, erwächst Jean-Baptist die Sehnsucht nach dem ewigen Einssein mit ihnen; sein Fischernachen schaukelt sie in der letzten Fahrt – «im Schilfe wartet Charon mein» – der erderlösten Seligkeit entgegen. Psychologische und künstlerische Notwendigkeit dieses Schlusses mögen nicht völlig übereinstimmen; der Wert der Novelle liegt entschieden im Willen stilisierender Gestaltung, demgegenüber vom realistischen Roman abgezogene Lehren und Ansprüche fehl am Platz wären. Es will immerhin für einen Autor etwas heißen, sich dem höchsten Gesetz der Schönheit unterzustellen; die bewusste Verpflichtung diesem Gesetz gegenüber fühlt man auf jeder Seite bei Cécile Lauber, vor allem die Entschlossenheit, in der sprachlichen Prägung alle Banalitäten auszuschneiden. Das führt bisweilen zu fühlbar künstlichen Züchtungen. Die Gebärde der gänzlich auf Erlesenheit gestellten Prosa stimmt nicht immer überein mit dem Gehalt, der die Substanz des kleinen Romanes bildet; Dinge, die im Grunde einfach sind, werden oft mit allzu unterstrichener Bedeutsamkeit im Tonfall vorgetragen. Und doch ist das Ganze eine überraschende Leistung, geboren aus einer lyrisch erhobenen Stimmung, geformt mit Kraft und Zartheit, in der epischen Haltung nicht ganz unähnlich den Romanen von Ramuz, – was das Gegenteil eines Einwandes sein soll.

Fritz Enderlins *Hans im Weg* gehört zu den Entwicklungsromanen. Die Schweizer Erzähler machen es ihren Helden nicht leicht; einen Hans im Glück auf der Parabel seiner Lebensbahn zu verfolgen, das gehört kaum in ihren Erlebnisbereich. Hans im Weg hat auch sein vollgerüttelt Maß an inneren Schwierigkeiten, denen ebenso viele äußere Hemmnisse entsprechen. Aus der tiefen Bindung an die Mutter lässt sich der Grundzug seines Wesens erkennen, das verbissene, Trotz und Schwäche in sich vereinende Rebellentum gegen den Stiefvater erklären. Dasselbe Motiv, der seiner Mutter schicksalhaft verbundene

Sohn, begegnet uns in Esther Odermatts Erzählung *Frau Menga*, so gewendet, dass der Sohn durch seine eigenwillige Heirat schuld ist an der schmerzendsten Wunde der Mutter und dennoch vom Glück in der Ehe erst begnadet wird, da sie in die Kraft ihrer Liebe auch sein Weib mit einbeschließt. – Hans im Wegs Gegenspieler und Rivale, sein Stiefvater, ist in seiner unbeherrschten Leidenschaftlichkeit wohl eindrücklicher als der eigentliche Held, von dem vieles in beziehungsreiches Halbdunkel gehüllt ist, wobei man doch nicht weiß, ob es vieles ist. Die Technik der kleinen Kapitelchen, deren jedes ein abgerundetes Stück mit eigener Fabel darstellt und doch über sich selber hinaus auf die höhere Ordnung des Ganzen deuten soll, diese Technik mag verschiedenen Erwägungen zum Anlass werden. Der epische Strom flutet nur stossweise; oft werden Motive angeschlagen, und wo sie vertieft oder entwickelt werden könnten, bricht es ab. Es wäre auch möglich, die Reihenfolge einzelner Kapitel zu ändern, ohne den Aufbau im wesentlichen zu gefährden; alle die kurzen Abschnitte tragen den gleichen Bedeutungsakzent, so wie im Satzstil auch die Form möglichst vereinfacht ist: dem Reichtum der Syntax wird kein Prunken gestattet, denn es liegt in der Sonderart des Autors, den Stamm des Hauptsatzes vom vielfältigen und vielgestaltigen Astwerk der Nebensätze nicht überdecken zu lassen, obwohl er deren psychologischen und formalen Nuancenreichtum einräumen wird. Es mag jedoch im Wesen dieses Romanes begründet sein, in dem die Menschen behindert sind an jeder Entfaltung von der schwerlastenden Luft, worin sie leben, bedrückt und beengt in allem, was sie angreifen und erleben, eingewurzelt in ihrem Boden und eingeklemmt in ihr Dörfchen, schwerblütig, und immer bereit, auch aus Kleinigkeiten große Schmerzen und Empfindsamkeiten für sich zu gewinnen. –

Daneben wirkt Jakob Schaffners Erzählung *Die Schürze* ungemein viel robuster. Auch sie hat ein kleines Nest in der Schweiz zum Schauplatz; die Menschen, denen der Dichter das Leben schenkt, werden gerade von einem Enderlin direkt entgegengesetzten Blickpunkt aus erschaut: Schaffner hat seine helle Freude an der Lebenstüchtigkeit seiner eigenen Gestalten, an ihrer vitalen Kraft, mit der sie sich durchsetzen, an ihren Ellbogen und ihrer klaren Vernünftigkeit, womit sich sehr gut ein Schuss irrational drängenden Bluts verträgt. Ob es sich nun um Schweizer Bergbauern handelt oder um Großstadttypen aus Berlin, wie Schaffner sie in dem Skizzen- und Porträtbande *Der Kreiselspieler*¹⁾

¹⁾ Im Propyläen-Verlag, Berlin.

entwirft, immer erkennt man denselben Weg, auf dem er zu seinen Menschen gelangt, immer dieselbe Liebe, die er ihnen entgegenbringt um ihrer inneren Bewegtheit willen, an deren Stärkegraden er ihre Schicksalsfähigkeit ermißt, ihre irdische Erfüllung unwägbarer Absichten von überirdischen Gewalten. Schaffner ist der einzige der Schweizerautoren, der seine Romangestalten von einem metaphysischen Bewusstsein aus mit kräftigem Erdenleben begabt; und zwar nicht, indem er sie über den Sinn von Welt und Leben belanglos diskutieren oder sie den Namen Gottes, wie vielfach üblich wird, geschwätzig und weitläufig und unnütz im Munde führen lässt, sondern indem er jeden ihrer Triebe und Gedanken gläubig aus der Einheit des Weltgrundes emporgeschossen erschaut. Immer klarer tritt bei Schaffner die unbedingte Bejahung des Lebens hervor, immer deutlicher die Liebe zu seinen Spielformen, die in ihrer Unendlichkeit auf die andere Unendlichkeit hindeuten, deren zeithafte Abbilder sie sind. Schicksal ist ihm an sich Ausdruck des Weltgeistes; er bewertet es nicht so sehr nach Glück oder Tragik, als nach dem Spannungsgrad, nach seiner «Frequenz», physikalisch gesprochen. Er forscht bei jedem Menschen nach Spannung und rhythmischer Gesetzlichkeit der schicksalsbildenden Kraft, nach der Stromstärke eines Charakters, welche diesen in Umsatz bringt, zum Handeln, Empfinden, zur Selbstdarstellung treibt. Die beiden Brüder in dem Roman *Die Glücksfischer*¹⁾ unterscheiden sich mehr als der Artung und Anlage nach im Tempo des Blutkreislaufs, in der graduellen Verschiedenheit des Schicksalstriebes. Der eine ist heiß und jäh, vielfach «angefochten», nach einem Lieblingsausdruck Schaffners, schicksalformend, der andere lau, aber innig, langsam, gutmütig, vollauf damit beschäftigt, leidend das an Geschick zu bewältigen, was ihm das rasche Temperament des Bruders einbrockt. Beide haben denselben Beruf – Fischer –, von Jakob treulich geliebt und geübt, von Fritz im Drang nach Weite und Vielfalt des Erlebens reuelos aufgegeben; beide lieben dasselbe Mädchen, von Fritz erhält es ein Kind, von Jakob wird es geheiratet. Fritz kündigt sich eine neue Phase seines Lebens in der Liebe zu einer fremden Frau an, um derentwillen er ausreißt; Jakob ist völlig in Anspruch genommen, dem Fliehenden nachzureisen, um ihn wieder für die alten Daseinsformen zu gewinnen. Als ob ein Strom stillstehen könnte, auch wenn er alle Vorteile der Ruhe einsähe! Am Schluss zieht Fritz in unbekannte Fernen, Jakob sitzt am Strom fest, ein Fischer, ergeben wartend, was

¹⁾ Deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart.

das Schicksal ihm ins Netz wirft. Der inneren Bewegung entspricht bei Schaffner die äußere: seine angefochtenen Menschen werden über die Erde getrieben, als Verfolger gejagt von einer Sehnsucht, von der sie nicht wissen, dass diese nur immer wieder sich selber als schönste Erfüllung erreichen will. Eine eigentümliche Phantastik treibt sie in immer weitere Bereiche der Wirklichkeit, denn nie begnügen sie sich mit einem Gedanken, der nicht zur Tat gediehen wäre und dessen Wert nicht an der Realität sich erprobt hätte. Das gilt für die beiden brüderlichen Glücksfischer, und ebenso für die beiden Frauen, das Fabrikmädchen und die Frau des Großindustriellen Ley. Alle werden zu dem Punkt geführt, wo ihnen der Weg zur Erfüllung ihres innersten Lebensgesetzes dunkel wird, wo sie vor Krisen und neuen Entscheidungen stehen, erfasst von Stromwirbeln leidenschaftlichen Dranges. Aber dabei haben sie ihre vorgezeichnete Richtung, und wenn der innere Kompass für kurze Weile zu zittern oder rundum zu kreisen anfängt, so zeigt er doch in den großen Augenblicken des Schicksals unverrückbar richtig. In diesem Bewusstsein leben Schaffners Menschen, und daher kennen sie auch keine Lebensenttäuschung und keine Resignation. Dazu sind sie viel zu tüchtig, zu gesund, zu wirklichkeitstreu und zu literaturfremd. Und sie sind aus einer ins Unbegrenzte springenden Sympathie des Dichters ins Leben geboren, von der unberührt zu bleiben schwer fallen muss. —

Das Verhältnis zur Natur, die aktive Versenkung in heimatliche Landschaft und ferne Erdstriche, die innere Stellung zur eigenen und fremden Kultur, das sind Fragen, die immerwährend einen Teil unseres Schrifttums lebendig halten. Ein besinnliches Büchlein eines Naturfreundes hat Robert Stäger geschrieben, *Über den Dingen*¹⁾, mit teils feinen, doch ungleichwertigen Einfällen, zu denen er von Blumen und Tieren angeregt wurde. Über das Detail hinausblickend entwirft Meinrad Inglin in seinem Prosastück *Über den Wassern*²⁾ einen Dithyrambus auf die Natur, in panischer Frömmigkeit ergriffen von den einfachen und mächtigsten Gewalten, die an der Grenze von Himmel und Erde gegeneinander in Wirkung treten. Inglin gibt uns ein paar Szenen auf einer Hochalp, welche nicht mit Touristenaugen erschaut ist, sondern mit antikisierender Freude an der großen Form; eine behutsam als Rahmen um das Kernstück gelegte Gesellschaftsschilderung soll den Gegensatz spürbar werden lassen zu der teilweise ganz auf Bildeindrücke gestellten

1) Bei Orell Füßli. Dritter Froschauerdruck.

2) Bei Grethlein.

poetischen Evokation, mit deren Prägung Inglin der Sprache die Schönheiten wiedergibt, die er von der Natur empfing. –

Die bezauberndste Schilderung des Lago Maggiore stammt von Jean Paul, der das südliche Land nie schaute, doch in seiner Sehnsucht tiefere Farben fand als alle, die ihre Vision an der Wirklichkeit kontrollierten – und einschränkten. Hermann Hiltbrunner hat einen Sommer in Spitzbergen zugebracht, wovon er in einem «Buch der Entrückung und Ergriffenheit» Kunde gibt¹⁾. Die Flucht aus den Lebensformen einer ungeliebten Zivilisation in die grandiose Einsamkeit des Eismees wird glücklich gepriesen. Die eigentlichste Bedeutung des Buches wird weit mehr in den lyrisch gehobenen Naturschilderungen liegen, in dem Stimmungsgehalt, den jener von Menschen noch nicht mit Beschlag belegte Fleck Erde dem Begeisterten schenkte, als in den leicht dozierend-philosophierenden Partien, wo Gedanken verfolgt werden, deren Gewichtigkeit für den Mitteleuropäer vielleicht erst im Polarlicht völlig offenbar würde. Gab die unendliche Weite und Unmenschlichkeit Spitzbergens dem Reisenden die höchste Entfaltungsmöglichkeit seines empfindenden Ichs, so hat bei Max Pulver die Berührung mit altem Kulturboden das kritische Bewusstsein angeregt. In den *Arabischen Lesestücken*²⁾ kommt ein kulturkritischer Geist zum Ausdruck, dem die Trümmer Karthagos, die Überreste einer römischen Villa, einige Zeichen arabischer Schrift zum Anlass werden können, vom erlebten Moment aus in geistige Zusammenhänge zurückliegender Epochen zu tauchen, ohne selber im Material weitläufiger Gelehrsamkeit zu verschwinden. Was Pulver sieht, haben andere auch schon gesehen, aber was ihm das Erschaute sagt, und *wie* er es uns sagt, das ist in jeder Einzelheit persönlich, ohne dass er immer von sich selber spricht.

Erfrischend in der Unmittelbarkeit der Wiedergabe von Eindrücken ist das «unvermeidliche Buch eines Weltreisenden», wie es sich im Untertitel nennt. Der eigentliche Titel *Tut-Kung-Bluff*³⁾ spielt in seinem Dreiklang auf Ägypten, China und die Vereinigten Staaten an. Der Verfasser, Martin Hürlimann, macht aus seinem Herzen keine Mördergrube; er kontrolliert, wo sein Herz berührt und wo es in die Rolle des Rebellen gedrängt wird. Die Kapitel, in denen uneingeschränkte Sympathie und Bewunderung zum Worte drängten, sind jene über China; die amüsantesten handeln von Amerika, denn das Unbehagen in der Neuen Welt

¹⁾ *Spitzbergensommer* Bei Orell Füßli.

²⁾ Bei Grethlein.

³⁾ Bei Grethlein.

wurde von einem unverblüffbaren Kind der Alten in heitere Ironie umgesetzt. Wer mit solcher Wertsetzung nicht einverstanden ist, mag sich vermitteltst des Amerikabuches von Alfred Kerr trösten, das einen unverdünnten Hymnus auf Land, Leute und die berühmten unbegrenzten Möglichkeiten enthält. Hürlimann sucht nach neuen Lebenswerten für uns, und er findet das ihm am ehesten Gemäße in China, dessen geruhiger und beglückender Weisheit er ein ergriffener Anwalt ist, wohl deshalb, weil er die Bereitschaft der Seele schon mit sich ins Land der Mitte trug. Menschen derselben Artung werden das Heil aus dem Osten erwarten, wie andere aus dem Westen; die meisten und wohl mutigsten Hoffnungen werden indessen unserem alten Europa zugewandt bleiben, das schon manchmal in Fieberkrisen lag und sie ohne Chinin überwinden musste. Die Versuche, dem europäischen Geist Elemente des Ostens einzuverleiben (Schule der Weisheit; es sei hier auch auf das Sonderheft der *Cahiers du mois* verwiesen: « Les appels de l'Orient »), haben noch nicht zu produktiven Auswirkungen geführt, außer zu wissenschaftlichen Beweisen, dass dem Europäer kein kulturelles Phänomen ganz unzugänglich und unwichtig ist. In diese Kategorie fällt Hürlimanns Buch nicht, keine Seite steht darin, die den Verdacht begründete, sie könnte in einem sinologischen Seminar konzipiert sein. Das Überzeugendste gab dem Autor das persönliche Erleben des Landes ein, der Bewohner und ihrer Lebensordnung, die Talente ihres Herzens, die Unwandelbarkeit und alles umschließende Einheit des geistig-sittlichen Fundamentes, eine Unwandelbarkeit, die uns je nachdem das Gefühl der Erstarrung erwecken kann oder die Ehrfurcht vor etwas, das im Ewigen des Menschen selber begründet ist.

Hürlimann beschäftigen vor allem die typischen Züge des Volkscharakters; er beobachtet das fremde Leben mehr, um dessen für uns erfassliche Quintessenz zu gewinnen, als dass er sich mit ihm unmittelbar einließe. Aus der nächsten Berührung mit Volk und Land ist in Carl J. Burckhardts *Kleinasiatischer Reise*¹⁾ jenes Aroma übergeflossen, welches den bezwingenden Reiz dieser Reiseschilderung ausmacht. Etwas Abenteuerliches darin hält uns gefangen, gerade weil das einmalige verwunderliche Geschehen, mit dem bewusstesten geistigen Takt immer in eine höhere Ebene hinaufgespielt, durch symbolische Erweiterung verpflichtende Gültigkeit gewinnt. Der Autor betrat den fernabliegenden Weg in einer humanitären Sendung, sodass er für eine Zeitlang nicht als

¹⁾ Verlag der *Bremer Presse*, München.

bloßer Gast des Landes sich umsah, sondern sogleich in menschliche Verhältnisse und Schicksale vieler Arten als lebendiger Teil miteinbezogen wurde. Ein Abend beim Großordensmeister eines Klosters, eine Gazellenjagd, die Schicksalsverwirrung in einer Opiumtaverne, die gebietende Gestalt des obersten Tanzderwischs, dies alles erwuchs aus tätigem Erleben in belebte Darstellung, gehalten durch die Einheit der produzierenden Stimmung, die den Erlebnisbesitz in der Vereinigung mit der Sprache dem höchsten menschlich-künstlerischen Bewusstsein einverleibt. Wie große Vorzüge dieses Buches liegen nur schon in seinen Weglassungen! Keine Beobachtung oder Überlegung, die nicht mit Wurzeln der Tiefe eines erfüllten Lebenszusammenhangs entgegengriebe. Nichts, das als bloße farbige Füllung, als äußerliches aber sogenannt bezeichnendes Detail scherbenmäßig Orientbruchstücke widerspiegeln müsste, undurchdrungen von dem geistigen Lyrismus, dessen Fluten das mit wählender Hand Hervorgehobene einigend umfängt. Und müsste noch auf die sprachlichen Eigenschaften des Buches angespielt werden, so sei nur bemerkt, dass wir derzeit in unserem Land wohl wenig Ebenbürtiges ihm an die Seite zu stellen vermöchten...